

Raphael Goldmann

Der Erlöser

Originalausgabe

EINBUCH Buch- und Literaturverlag Leipzig
www.einbuch-verlag.de

EINBUCH Belletristik Edition

copyright 2017 by **EINBUCH** Buch- und Literaturverlag Leipzig
printed in Germany
Umschlaggestaltung: Welle

ISBN 978-3-942849-54-8

www.einbuch-verlag.de

Damals

Ich lag auf der Wiese und blickte auf den weitläufigen Park hinaus, der den großen braunen See einschloss. Mit *der Wiese* ist die einzige Wiese in meiner damaligen Heimatstadt gemeint, die es geschafft hatte, zum allgemeinen Jugendtreffpunkt zu avancieren. Einen großen Teil hatte dazu der Badensee in der Mitte beigetragen, der eine beinahe perfekte Rundform besaß und ringsherum so von Bäumen gesäumt war, dass das Wasser am Rand eine angenehme Erfrischung an heißen Sommertagen versprach, während es in der Mitte fast Badewannentemperatur – wie es meine Mutter immer nannte – erreichte. Außerdem hatte man in der Mitte des Sees, vor allem um die Symmetrie zu wahren, eine runde Holzinsel als Liegeplatz und Treffpunkt errichtet. Schnell wurde jedoch klar, dass die Insel mit ihrer Größe von etwa zehn Quadratmetern und aufgrund ihrer Lage perfekt geeignet für all die Mädchen war, die sich gern von dort aus von den Jungs angaffen lassen wollten oder dort ins Gespräch kamen, ohne das wir, also der männliche Teil der Bevölkerung, mitbekamen, was sie da sprachen, es sei denn, wir benutzten Ferngläser und lasen Lippen oder wir schwammen dicht genug heran. Beides wurde ausprobiert. Mehrfach. Beides scheiterte kläglich und endete meist in einem sogenannten Mobbingkreis, bei dem derjenige, der versucht hatte zu spannen, von einigen der Mädchen und deren klobigen Beschützern (die meisten selbst den Auftrag zum Spitzeln erteilt hatten) beleidigt, manchmal verprügelt und je nach Lust und Laune der Anwesenden seiner

Kleidung entledigt und ins Wasser geworfen wurde. Gestorben ist davon noch niemand, und nachdem man die Versuche eingestellt hatte, die Mädchen auszuhorchen, wurden auch die Übergriffe seltener. Was nicht bedeutet, dass diese jemals aufhörten. Irgendjemanden konnte man schließlich immer wegen irgendetwas verprügeln, ob nun verdienstermaßen oder nicht. Doch all diese Umstände hielten diejenigen, die jeden Tag aufs Neue Angst haben mussten, geschlagen oder ausgezogen zu werden, nicht davon ab, jedes Wochenende und in den Ferien so häufig wie nur möglich wiederzukommen. Das lag daran, das bei Weitem nicht alles schlecht war. Zwar gehörte ein großer Teil des Sees den Mädchen und deren Cricket spielenden Hohlbirnen, der Rest jedoch stand allen Anderen frei zur Verfügung. Und auch die Mädchen, die sich auf der Insel sonnten, waren keineswegs alle schlecht. Die meisten von ihnen lagen tatsächlich einfach nur da und redeten und sonnten sich, und nur die wenigsten versuchten einen Spähangriff irgendeines Losers zu provozieren, um dann ihren Lackaffen auf diesen zu hetzen.

Das Mädchen, auf das ich einen Blick geworfen hatte, war eines jener Mädchen, die sich lieber unterhielten und sonnten, anstatt zu zicken und der ganzen Welt zu zeigen, dass ihr Freund zwar einen Intelligenzquotienten von einer Banane hatte, sie ihn aber wunderbar als Waffe einsetzen konnte.

Auch heute lag sie wieder auf der Insel, unterhielt sich mit einer ihrer Freundinnen und sah einfach wunderbar aus, in ihrem

schlichten blauen Bikini, der ihre unglaublich gleichmäßig gebräunte Haut in einer Art und Weise betonte, wie ich es, bevor ich sie das erste Mal gesehen hatte, nur aus Modelzeitschriften kannte (Nicht, dass ich solche lesen würde, aber es klingt besser als Edelpornos). Ihr dunkelblondes, für gewöhnlich leicht welliges Haar fiel ihr jetzt, da sie auf dem Bauch lag, in feuchten Strähnen schwer über die Schulter und verdunkelte die hellen, weil neuen Planken, auf denen sie lag, während sich an den Spitzen immer wieder kleine Wassertropfen absetzten. Ich konnte ihre Augen nicht sehen, hatte auch noch nie wirklich hineingeschaut, wusste aber, besonders durch die Unterstützung von Instagram, ganz genau, wie sie aussahen. Sie waren grün. Das mag unspektakulär klingen, doch waren diese Augen von einem perfekten dunklen Grün, wie es nicht einmal die Wiese, auf der ich lag, in ihren besten Tagen zustande bringen würde. Wenn man hineinsah, selbst wenn es nur über einen Bildschirm war, wurde einem, als blicke man in eine andere Welt, in eine Welt ohne Sorgen und Unglück. Grün ist die Farbe der Hoffnung. Und diese Augen waren die personalisierte Hoffnung in einer sonst hoffnungslosen, düsteren Welt. Die meisten Anderen hätten vermutlich gesagt, eine Blondine ist nur dann perfekt, wenn sie auch blaue Augen hat. Aber ich war Gott (zu dieser Zeit glaubte ich noch an einen) dankbar für diese prachtvollen Augen. Ein Außenstehender hätte den Rest ihres Körpers vermutlich als trainiert aber unauffällig eingestuft. Ich nicht. Für mich war er der Inbegriff der Perfektion. Es war nicht die Art, wie ihr Körper aussah. Es war die Art, wie ihr Körper *wirkte*. Es

war, was er *ausstrahlte*, weswegen ich nur schwerlich meinen Blick von ihm lassen konnte, hatte ich einmal hingesehen.

Ich war an diesem Tag jedoch nicht wegen ihr gekommen. Es gab zwei andere Gründe, aus denen ich an diesen Ort gekommen war. Erstens war dieser Tag der Beginn der Sommerferien und dazu noch ein perfekter Sommertag, was für sich schon ein durchschlagendes Argument wäre. Zweitens jedoch erhoffte ich mir heute eine Art Erleuchtung, wenn ich an diesen Ort kam. Ich wollte einfach nachdenken. Und das ging hier am besten.

Nachdem ich jedoch Madelaine, das Mädchen mit den grünen Augen, erblickt hatte, war all das, worüber ich hatte nachdenken wollen, wie weggeblasen. Ich lag einfach nur auf meinem Badetuch, das ich mir an diesem Morgen aus der großen Truhe vom Dachboden genommen hatte und das einen perfekten Schutz vor Grasflecken, die meine Mutter gar nicht mochte, bot, und ließ meinen Blick vermeintlich über den See gleiten. Eine sanfte Brise strich mir übers Gesicht und über meine frisch geschnittenen Haare. Ein wunderbares, befreiendes Gefühl. Der Wind schien direkt über meine Kopfhaut hinwegzuziehen und mir wie eine liebende Mutter über die Haare zu streichen. Meine Nackenhaare stellten sich auf und ich sah an mir hinunter. Keine Gefahr. Noch war nichts passiert.

Ich selbst war noch nicht im Wasser gewesen. Ich hatte auch nicht vor, heute noch einmal hineinzuspringen. Nicht, dass ich hätte Angst haben müssen, in einen Mobbingkreis zu geraten. Ich war

zwar keiner von denen, die *dazugehörten*, ich war allerdings auch keiner der *Gegenseite*. Ich war sozusagen die personifizierte Schweiz. Man mochte mich, man respektierte mich, aber in seinen elitären Kreis von eingebildeten Affen wollte man mich, glücklicherweise, auch nicht aufnehmen, ebenso wenig wie sich die Gegenseite, die ihrer Bezeichnung nicht wirklich gerecht wurde, da sie nie eine echte Bedrohung für den Gegner darstellte, um meine Dienste bemühte. Der negative Aspekt des Ganzen war offensichtlich: Ich hatte ebenso wenige Feinde wie Freunde.

Nur einer hielt nun schon seit über sechs Jahren zu mir. Felix. Mein einziger und somit auch bester Freund. Doch selbst wenn ich zu dieser Zeit andere Freunde gehabt hätte, wäre Felix immer mein bester geblieben. Dachte ich. Dabei waren wir grundverschieden. Er beherrschte verschiedene Kampfsportarten und spielte Klavier, war, wie ich fand, etwas zu ruppig zu seinen Eltern und war ein Ass, wenn es um das Spielen von Killerspielen ging. Er war stark. Ich nicht. Ich hatte noch nie etwas lange durchgehalten. Fußball, Judo, Klavier, Leichtathletik. Das alles waren Zwischenstationen auf meinem Weg hierher gewesen, ohne, dass ich lange an einer dieser Stationen verharrte. Ich war schwach. Und bin es noch.

Plötzlich spürte ich etwas. Jemanden neben mir. Dann sah ich den Schatten, der sich mir näherte. Schnell warf ich einen Blick zur dicht besiedelten Insel auf dem See, die ruhig und leicht schwankend den Bewegungen des Wassers folgte. Doch meine Befürchtung bestätigte sich dadurch nur.

„Hi“, sagte Madelaine.

Mir stockte der Atem. Warum kam sie zu mir? Und wie hatte ich sie übersehen können? Schlagartig war alles, was eben noch klar und deutlich in meinem Kopf gewesen war, verschwunden. Verfliegen wie eine Wimper, die man sich vom Finger pustet und sich dabei etwas wünscht, obwohl man genau weiß, dass dieser Wunsch niemals in Erfüllung gehen wird. Mein Kopf fühlte sich an wie ein ausgehöhlter Kürbis. Nutzlos und leer lag er auf meinem Hals und verweigerte jedwede vernünftige Arbeit. Fieberhaft suchte ich nach einer geeigneten Begrüßung, doch mein Verstand verspottete mich mit Verweigerung. Doch irgendetwas musste ich sagen. Wie lange stand sie jetzt wohl schon dort und wartete auf eine Antwort? Feigling, schimpfte ich mich selbst. Sag endlich was! Doch stattdessen bewegten sich meine Augen wie von selbst zu dem Ort, von dem aus die Stimme gekommen war. Dort stand sie, Maddi, entspannt und selbstsicher, fast strahlend trotz ihrer nun wieder triefenden Haare und sah mir direkt in die Augen, so als könne sie alles, was ich jemals gedacht, gesagt oder gefühlt hatte, mit diesem einen Blick in sich aufnehmen. Es fühlte sich an, als würde sie mich mit ihrem Blick aussaugen, ein wundervolles Gefühl. Ich wehrte mich nicht dagegen. Trotzdem konnte ich ihrem Blick kaum standhalten.

Dann passierte das, was in dieser Situation jeder fürchtet. Meine Instinkte übernahmen die Arbeit meines Verstandes. Doch diese beherrschten die Kunst des Redens bei Weitem nicht so gut wie mein Verstand. Und noch bevor ich mich dagegen zur Wehr setzen

konnte, antwortete bereits ein Teil von mir, der nicht zu mir zu gehören schien. Ich hörte es, hilflos, nicht in der Lage, etwas dagegen zu unternehmen. Es war die wohl dümmste Antwort, die man in so einem Moment bringen kann. Mit, wie mir erst jetzt auffiel, bebender Stimme, die alles nur noch schlimmer erscheinen lies, als es ohnehin schon war, sagte ich: „Was machst du denn hier?“

Unter anderen Umständen liebte ich ihr Lächeln. Wann immer sie lächelte, war es, als lächelte die ganze Welt, das ganze Universum. Mir wurde immer warm ums Herz, wenn ich es sah. Es war, als verkörperte sie jede Hoffnung und jede Glückseligkeit, die auf diesem und jedem anderen Planeten herrschte. Nichts, zumindest nichts mir Bekanntes (zu dieser Zeit), konnte sie wirklich betrüben. Doch das Lächeln, das sich jetzt auf ihrem Gesicht breit machte, so liebezend und strahlend es auch war, versetzte mir einen Stich der Scham und lies mein Herz auf sehr unangenehme Art und Weise, fast wie vor einem Vorstellungsgespräch oder einer Prüfung, rasen.

„Ich frage mich, wieso wir uns in der Schule kaum unterhalten, du mich hier aber andauernd beobachtest. Und du so?“

Ihr Grinsen wurde noch breiter. Ich spürte, wie mir das Blut in den Kopf schoss. Es rauschte in meinen Ohren wie ein Wasserfall. Beruhige dich, befahl ich mir. Vergebens.

„Ich beobachte dich doch gar nicht. Ich bestaune nur die ... Natur ... und so“, brachte ich mit mühsam beherrschter Stimme hervor.

Mein Gott, wie erbärmlich ist das denn bitte, höhnte eine Stimme aus meinem Innern. Ich versuchte sie abzuschütteln. Es gelang mir nicht. Schließlich hatte sie recht. Es war erbärmlich.

Maddi begann zu lachen. Es war kein Kichern. Sie lachte. Es wirkte nicht gehässig oder böse, ich fühlte mich trotzdem hundsmiserabel. Dabei war ihr Lachen ein wundervolles Geräusch. Eine Symphonie der Glückseligkeit. Langsam und geschmeidig ließ sie sich neben mir auf dem blauen Badetuch nieder und bedeutete mir, zur Seite zu rutschen. Perplex wie ich war, tat ich anstandslos wie mir geheißen.

Ihre zunehmende Nähe machte die Situation keineswegs angenehmer. Die Wärme und der Duft nach Rosen und Laub, der von ihr ausging, ließen die Konturen der Welt verschwimmen und legten einen dichten Schleier über meine Gedanken. Offensichtlich genoss Madelaine meine Unsicherheit, denn sie blickte, offenbar vollkommen mit sich im Reinen, in den wolkenlosen, aderblauen Sommertagshimmel.

Nach einigen Augenblicken drehte sie sich auf die Seite, wodurch sich ihre Brüste aufeinander drückten, und sah mich, noch immer freudig lächelnd, an. Ich spürte deutlich, wie sich in meinem Unterleib etwas zu regen begann, und musste meine ganze Konzentration aufbringen, um den Drang zu unterdrücken, sie jetzt und hier zu küssen. Ich selbst hatte die letzten Momente damit verbracht, mir zu überlegen, wie ich dieses Gespräch zumindest halbwegs unbeschadet überstehen könnte, jedoch ohne zu einem zielführenden Ergebnis zu gelangen, dass ich hätte versuchen können,

in die Tat umzusetzen. Als sie Luft holte, verspürte ich gleichermaßen Erleichterung, weil sie mich aus meiner Misere zu befreien im Begriff stand und Unbehagen vor dem, was sie gleich sagen würde.

„Warum gehst du nicht ins Wasser?“, fragte sie mich mit auf einmal überraschend ernsthafter und verschlossener Miene.

„Ich ... ich weiß nicht.“

Natürlich wusste ich, warum ich nicht in den See ging. Zum einen wollte ich in keinen unerwartet auftretenden Konflikt geraten, zum anderen wurde mir jedes Mal, wenn ich all die glücklich spielenden und lachenden Menschen am und im See sah, erneut bewusst, wie einsam ich in Wirklichkeit war. Deshalb lag ich, wenn ich herkam, immer an mehr oder weniger derselben Stelle auf dem flachen Hügel, weit oben unter einer der vielen neu gepflanzten winterharten Möchtegernpalmen und blickte auf den See zu meinen Füßen, ohne die Masse der Menschen wahrzunehmen. Schließlich beobachtete ich immer nur sie. Ich war nicht unbedingt unglücklich mit meiner Einsamkeit, ich wollte aber auch nicht, dass sie mir vorgehalten wurde. Ich wollte mich nicht vor mir selbst rechtfertigen müssen, weil ich wusste, dass ich das nicht konnte. Offenbar durchschaute sie meine Gedanken, noch bevor ich es tat.

„Schon gut, ich verstehe“, sagte sie, und sie schien tatsächlich zu verstehen, was ich für beinahe unmöglich hielt, da nicht einmal ich selbst mich verstand. „Früher in der Grundschule hatte ich so gut wie keine Freunde. Und dann bin ich irgendwann der Partei

beigetreten. Seitdem habe ich immer mehr Freunde gefunden. Und zwar nicht nur innerhalb der Partei.“

Ich sagte nichts. Es war das erste Mal, dass wir überhaupt bewusst, und nicht durch irgendeine Gruppenarbeit in der Schule gezwungen, miteinander sprachen, da wollte ich nicht gleich über Freundschaft und Einsamkeit diskutieren. Sie schien ähnlich zu denken, denn sie drehte sich wieder zurück auf den Rücken, machte jedoch keinerlei Anstalten, aufzustehen. Und ich würde sie sicher nicht dazu auffordern. Vorsichtig drückte ich meinen Oberkörper hoch und stützte ihn auf meine Unterarme, um mir einen Überblick zu verschaffen. Das Gras unter mir war kurz und die Erde trocken, weswegen es keine sonderlich angenehme Pose war, doch nur so konnte ich schnell und unauffällig einen Blick hinüber zum See riskieren. Madelaines Freundinnen, mit denen sie zu Beginn so intensiv ins Gespräch verwickelt gewesen war und die ihr für gewöhnlich nicht von der Seite wichen (vermutlich, weil sie ohne Maddi den Verstand einer vergammelten Zwiebel besaßen), tuschelten mittlerweile in der Nähe der von Schilfgras bewachsenen Uferböschung miteinander und warfen mir dabei immer wieder abschätzigste Blicke zu.

Langsam ließ ich mich zurück auf die Decke sinken und warf dabei einen Blick auf die Uhr. Obwohl es mir so vorgekommen war, als wären Stunden vergangen, seit Madelaine mich angesprochen hatte, waren seitdem gerade einmal dreißig Minuten vergangen. So langsam, das wusste ich, musste ich die Initiative ergreifen, schließlich war Maddi sowohl überdurchschnittlich schön als

auch überdurchschnittlich intelligent. Ich würde ihr also etwas bieten müssen, um sie bei der Stange zu halten.

Als Madelaine auf einmal aufstand, bekam ich einen regelrechten Schock. Ich hab sie verloren, dachte ich mir. Angstschweiß gesellte sich zu dem der Hitze geschuldeten Schweiß auf meine Stirn. Eine heftige Hitzewallung raubte mir für einen Moment jeden klaren Gedanken. Währenddessen reckte Maddi sich und zeigte ihren Körper in voller Pracht. Trotz der Panik, die mich bei dem Gedanken, ich könnte sie enttäuscht haben und sie würde mich wieder alleine lassen, überkam, konnte ich einen Gedanken nicht abschüteln. Wie sehr wünschte ich mir doch, einen Blick auf das gewährt zu bekommen, was momentan noch von ihrem tiefblauen Bikini bedeckt wurde. Ich versuchte, den Gedanken loszuwerden. Es gab schließlich Wichtigeres. Zumindest vorerst. Es gelang mir jedoch nicht. Je mehr ich mich darauf zu konzentrieren versuchte, sie davon abzuhalten, zu ihren Freundinnen zurückzukehren, desto aufdringlicher wurde der Drang danach, meinen Mund auf ihren zu pressen und ihr noch im selben Atemzug die Bänder an Höschen und Oberteil ihres Bikinis zu lösen.

„Was liegst du da so rum? Komm mit!“

Ihre engelsgleich sanft klingende Stimme riss mich (zugegebenermaßen auf angenehme Art) aus meinen Gedanken, was ich zwar bereute, zu gleich jedoch wusste, dass es besser so war, um keine peinliche Situation in der Öffentlichkeit und besonders unter Jugendlichen, von denen die meisten auf meine Schule gingen, zu

riskieren. Im nächsten Moment registrierte ich jedoch erst, was sie gesagt und gemeint hatte.

„Nein, tut mir leid, aber ich...“

Mir viel nichts ein. Ich konnte ihr nichts entgegensetzen.

„Stell dich nicht so an. Komm schon. Es ist warm, das Wasser ist kühl, und so wie du aussiehst, brauchst du gerade dringend eine Abkühlung.“

Mit einem anzüglichen Seitenblick, der mir noch mehr Schweiß ins Gesicht und Blut in den Kopf trieb, warf sie zuerst einen Blick auf mein Gesicht und dann auf meinen Unterkörper. Eine böse Ahnung überkam mich, und mein Blick schnellte an mir herunter. Es war noch nicht deutlich zu erkennen, aber sie hatte die leichte Beule an meiner Badehose offensichtlich bemerkt und nutzte diese jetzt zu ihrem Vorteil. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich konnte ihr nicht widersprechen, und die Situation, gepaart mit ihrer Anwesenheit, das wusste ich, würde die Beule nur noch mehr anwachsen lassen, und dann würde sie nicht die einzige bleiben, der es auffiel. Das galt es zu verhindern.

„Ich...“ Ich setzte dazu an etwas zu sagen, wusste aber, dass alles, was ich sagen konnte, die Situation noch schlimmer machen würde.

„Komm jetzt.“ Sie streckte mir ihre Hand hin. „Ich lauf auch so vor dir, dass es keiner sieht.“

Ich war erstaunt darüber, wie es meinem Körper möglich war, noch genug Blut für eine Erektion aufzubringen, wo doch bereits alles in mein Gehirn und meine Ohren zu rauschen schien. Kurzer-

hand, und in erster Linie weil ich wusste, dass es jetzt ohnehin nicht mehr schlimmer werden konnte, ergriff ich ihre Hand und ließ mich von ihr auf die Beine ziehen. Erst jetzt begriff ich, wie schwach ich war. Mein Körper benötigte offensichtlich derart viel Blut für meinen Kopf und meinen Unterkörper, dass nichts mehr für meine Beine und Hände übrig war. Ich zitterte und brauchte einen Moment, um mich zu sammeln. Dann stapfte Maddi ohne weiteres Zögern los und zog mich mit. Mein Platz unter der Palme war zwar ideal, wenn ich nur am Rand liegen und entspannen wollte, zur Vertuschung einer Erektion war er strategisch jedoch, sagen wir mal, äußerst verwundbar. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis wir endlich eine Stelle erreicht hatten, an der wir in den See springen konnte. Sie hatte mich ein Stück um den See geführt, damit wir nicht an all den gaffenden Lackaffen und ihren Cheerleader-Modeltussis vorbei mussten, die uns, im Besonderen mich, regelrecht mit ihren Blicken aufzufressen schienen. Als wir die Uferböschung erreicht hatten, fiel mir ein Stein vom Herzen. Hier war das Ufer nicht von Schilfgras bewachsen. Stattdessen standen zwei frisch gepflanzte Palmen etwa einen Meter vor dem Wasser, während eine riesige alte Eiche direkt am Wasser stand und viel Schatten und ein Gefühl von Geborgenheit bot. Hier wehte eine sanfte, kaum spürbare Brise, doch auf mich hatte sie erheblichen Einfluss. Ich merkte, wie schnell ich bis jetzt geatmet hatte und bemühte mich, meinen Puls wieder etwas zu beruhigen. Meine Haut fühlte sich schlagartig wieder frischer und nicht mehr fiebrig an, und sogar das Zittern, das mich den gesamten Weg von meinem

Liegeplatz bis hierher begleitet hatte, war nach einigen Augenblicken verschwunden.

„Wollen wir baden gehen?“

Erschrocken fuhr ich herum. Ich hatte nicht bemerkt, wie sie sich hinter mich geschlichen hatte, und nun sah ich in ihren Augen, was sie vorhatte.

„Ich ... nein ... ähm ... halt!“

Doch es war zu spät. Mit zwei schnellen Schritten war sie bei mir, stieß mich ins Wasser und sprang hinterher.

Als ich prustend auftauchte, stand Madelaine direkt vor mir im seichten Wasser.

„Und, ist es wirklich so schlimm?“, fragte sie.

Meine Augen und Ohren waren mit schlammigem Wasser gefüllt, weswegen ich im ersten Moment versucht war, ja zu sagen. Doch als ich wieder klarer sehen konnte und in ihre tiefgrünen Augen sah, wusste ich, warum sie gefragt hatte. Ihr Gesicht strahlte, und mit ihr schien das Wasser um sie herum wie ein glänzender Brustring zu strahlen.

„Nein“, sagte ich.

Mehr bekam ich im Moment noch nicht heraus, da meine Lunge sich anfühlte, als hätte sie sich mit Wasser regelrecht vollgesogen. Sie lächelte mich sanftmütig an.

„Na siehst du, hab ich doch gesagt. Aber jetzt bist du dran.“

Ich verstand zunächst nicht, was sie meinte, und offenbar machte sich dies in meinem Mienenspiel bemerkbar, denn sie

brach in heftiges Kichern aus und fügte, schwer atmend hinzu: „Ich hab deinen Tag etwas schöner gemacht, jetzt mach du meinen etwas schöner.“

Ich verstand noch immer nicht, obwohl ich das Gefühl hatte, dass die Lösung sehr nahe lag.

„Ich ... ehrlich gesagt, weiß ich nicht ...“

„Ja, das sieht man dir an“, sagte Madelaine mit einem heiteren Seufzen, was mir erneut leichtes Unbehagen bereitete. „Du hast hier eine Dame vor dir, die dir die einzigartige Gelegenheit bietet, sich bei ihr mit einem Rendezvous zu bedanken.“

Bei diesem Satz schien auch ihr das Blut in den Kopf zu schießen, und mir wurde schlagartig einiges klar.

Statt ihrer (inzwischen wirklich deutlichen) Aufforderung nachzukommen, fragte ich, jetzt mit fester und keineswegs unsicherer Stimme, obwohl ich mich immer noch schummrig fühlte: „Seit wann weißt du schon, dass ich da liege und, na ja sagen wir mal, hin und wieder meinen Blick zu dir schweifen lasse?“

Sie lachte.

„Hin und wieder den Blick zu mir schweifen lassen? Würde ich es nicht besser wissen, würde ich dich für einen Stalker halten. Und zwar für keinen besonders guten. Aber ich beantworte die Frage erst, wenn wir uns einig sind.“

Da ich inzwischen einen Schatten auf ihrem Gesicht wahrnahm, der eine leichte Regung der Unsicherheit vermittelte, fragte ich sie: „Hättest du vielleicht Lust, mit mir irgendwann...“

Auf ihrem Gesicht war nun wieder das breite Strahlen zu sehen, das nur kurz wie von einer vorbeiziehenden Wolke verdeckt worden war, als sie mich unterbrach: „Sag einfach wann und wo.“

Kurz entschlossen antwortete ich: „Freitag um acht hol ich dich ab, okay?“

„Mal sehen“, zwitscherte sie mir zu und war plötzlich einfach weg.

Mit zwei schnellen Stößen hatte sie sich auf den See hinaustreiben lassen und lag jetzt auf dem Rücken, während sie mit den Füßen paddelte.

„Was heißt, mal sehen?“, rief ich ihr nach.

Doch sie schien mich nicht zu hören. Oder vielmehr, nicht hören zu wollen. Wie sollte ich nun wissen, ob wir ein Date hatten oder nicht? Ratlos stand ich im kühlen Wasser, erstarrt zu einer Säule, und dachte nach.

Als ich nach einigen Minuten wieder an meinem angestammten Platz angelangt war, entdeckte ich einen Zettel auf meiner Decke. Ich bückte mich, um ihn näher zu betrachten, und musste grinsen, wenn mir auch ein kalter Schauer über den Rücken lief. Dort stand eine Handynummer. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es Madelaines, nur fehlte eine Zahl. Für gewöhnlich hat eine Handynummer inklusive Vorwahl elf Ziffern, doch auf dem Zettel war, statt der elften und letzten Ziffer, ein Fragezeichen und dahinter ein Smiley abgebildet. Ich drehte mich um, in der Hoffnung, Maddy noch einmal zu sehen, doch sie war verschwunden. Ihre beiden Freundinnen standen noch immer an derselben Stelle und flüster-

ten miteinander, doch sie selbst war weder dort, noch auf der Insel oder irgendwo auf dem See zu erkennen.

Langsam packte ich meine Sachen zusammen, es war inzwischen Abend geworden und ich hatte mein Handy nicht dabei, weswegen ich meinen Eltern nicht hätte Bescheid sagen können, wenn ich länger hätte bleiben wollen, und wir hatten abgemacht, dass ich um acht Uhr wieder zu Hause sein würde. Den Zettel steckte ich in die rechte Tasche meiner Jeans, den Rest meiner Sachen verstaute ich in meiner, heute da es der letzte Schultag vor den Ferien gewesen war, dürftig gefüllten Schultasche. Dann machte ich mich auf den Weg zum Bus. Und während ich so dahinging, summte ich und pfiß leise vor mir hin, in froher Erwartung dessen, was da in nächster Zeit kommen würde. Oder besser, was hätte kommen können.

HEUTE

Die kleinen Kiesel zwischen den Holzplanken knirschen unter meinen schwarzen Halbschuhen, während ich die Uferpromenade entlang schlendere. Es dröhnt in meinen Ohren und meine Augen sind bedeckt von einem Schleier des Wahnsinns. Ich kann nicht klar denken. Ich weiß zwar, wo ich bin, aber nicht, wie ich hier hergekommen bin oder wie ich wieder dorthin zurückkehren kann, wo ich hergekommen bin, sofern ich das überhaupt will. Ich weiß nicht, was ich will. Aber ich weiß, dass, falls diese beinahe unerträglichen Schmerzen nicht bald aufhören, etwas Schreckliches mit

mir passieren wird. Ich spüre den Dämon regelrecht in mir, wie er versucht, sich an die Oberfläche zu kämpfen. Krampfhaft versuche ich, mich an den Gedanken dieses Sommers festzukrallen. Doch es wird immer schwieriger. Die Bilder scheinen zu verblassen, bis die Umrisse ineinander verschmelzen und ich nicht mehr erkennen kann, was Illusion und was Realität ist. Doch konnte ich das den jemals? Ist Realität nicht grundsätzlich etwas Subjektives? Schließlich haben wir alle eine andere Vorstellung von Realität. Wir alle haben Ideale. Auch ich habe welche. Glaube ich. Irgendwo tief in meinem Innern vergraben muss es noch so etwas wie eine Wertvorstellung geben, die mich davon abbringt ins Meer zu steigen und nach Japan zu schwimmen oder die Klinge, die kalt in meiner Jackentasche ruht, in einen Körper zu rammen, ob es nun mein eigener wäre oder der eines Fremden würde dabei keine Rolle spielen.

Irgendjemand rempelt mich an, und wieder überkommt mich das Bedürfnis, etwas zu zerstören, zu töten. Schweiß tritt mir auf die Stirn, als ich erneut versuche, mich an diesen Sommer zu erinnern. Würde man mich zwingen, so würde ich diesen Sommer wohl als den letzten glücklichen Abschnitt meines Lebens benennen.